

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 285.

Dienstag, 7. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(2. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirolauer.

III.

Wenige Tage später wanderte Robert Brook, mit einem kostbaren Blumenstrauß gewappnet vor dem Bahnsteigtor des Pennsylvania Railroad Depots auf und nieder. Erwartung brannte in ihm, und Besonnenheit schweifte.

Postwendend hatte Ronald geantwortet. Er behauerte in ehrlichen Worten den Heimgang des Freundes, dessen letzten Willen er ebenso hochhalte und ehre wie der Sohn. Er sei beglückt über die Hoffnung auf Erfüllung seines Lieblingsgedankens. Doch wolle er Robert in seiner Trauer nicht die weite Reise in den fernen Süden zumuten. Er werde mit Florence am nächsten Donnerstag in New York City eintreffen. Und vielleicht gelinge es seiner Tochter, dem Verwaisten Trost und einen kleinen Ersatz für seinen schweren Verlust zu bringen.

Der Würfel war gefallen. Freilich hing alles noch davon ab, daß ihm das Mädchen gefiel. Und er dem Mädchen, natürlich. Ohne Liebe würde er nicht heiraten. Unter keinen Umständen. Gebunden war er noch nicht. Er hatte lediglich das teure Vermächtnis des Vaters betont und seine Bereitschaft, es zu erfüllen, „wenn ihre Herzen sich fänden“.

Er hatte sich also durchaus freie Hand bewahrt. Denn das stand für ihn unumstößlich fest: er würde das höchste des Lebens, die Liebe, nicht entweihen. Wenn das Mädchen ihm nicht gefiel.

Da brauste der Pullmanzug aus dem Süden in die Bahnhofshalle.

Bob drängte sich mit den anderen Harrenden an den Ausgang des Gitters. Das Herz hämmerte vor Erwartung. Jetzt kam der Augenblick, der über sein ganzes zukünftiges Leben entschied. Das heißt selbstverständlich nur, wenn sie ihm gefiel und „die Herzen sich fänden“.

Wenn er doch bloß eine Ahnung gehabt hätte, wie sie aussah, wie sie war!! Groß? Klein? Dick? Schlank? Schön? Häßlich? Klug? Dumm —?

Jetzt sah er die kleine, feiste Gestalt Jeremia Ronalds sich hinter zwei gepäckbelasteten Porters durch das Staubbecken der Reisenden zwängen. Dicht hinter ihm schritt — Das Herz sank dem Anwärter der Ehe.

Der erste Eindruck ist der entscheidende. Leider war er nicht so sehr günstig — nicht so sehr. Das Mädchen, das hinter der beweglichen, zappligen Gestalt des kleinen rundlichen Ronald folgte, war groß und blond. Nicht häßlich, durchaus nicht. Eher hübsch. Doch sie war nicht Bobs Typ. Nicht im entferntesten. Er liebte die sanften Blondinen nicht. Er schwärmte für die Brünetten. Für die Frauen mit dem gelblichen Schimmer der Haut, den sengenden Augen, dem kühlen Temperament. Die waren sein Typ. Und er hatte sich fest eingebildet, daß ein Mädchen aus den Südstaaten —

Nun sah Jeremia ihn. Er winkte wild mit beiden Händen. Er wandte sich zu der Tochter und zeigte ihr den Wartenden. Florence blickte auf und lächelte neuerig.

Dann hatten sie die brandende Enge der Gittertür überwunden und standen vor ihm. Mit der heftigen Energie seiner übersprudelnden Lebensfreude, die ihm aus den listigen, kleinen fettumpolsterten Augen sprühte, schüttelte der Alte dem Schwiegersohn-Aspiranten herzhast beide Hände. Dann gewahrte er dessen Trauerflor am Hut und Armel. Er dämpfte seine lärmende Fröhlichkeit, sprach einige gefühlvolle Worte des Beileids. Doch schon brach seine breite Behaglichkeit wieder durch.

„Da haben Sie meinen Augapfel, mein lieber Junge. Ist er nicht schön und mir aus dem Gesicht geschnitten? Sie meinen, man hätte noch mehr heraus schneiden können, dann wäre immer noch genug übriggeblieben. Kann sein.“ Er schmunzelte Florence schalkhaft zu. „Und hier hast du den hoffnungsvollen jungen Mann. Nun gebt euch die Hände, Kinder, und habt euch lieb, wenn es irgend geht.“

Verwirrt trat Robert auf die junge Dame zu, überreichte seinen Strauß und fühlte sich zum ersten Male einem jungen Mädchen gegenüber unsicher und besangen. Er stammelte etwas Unverständliches.

Florence aber war die Ruhe und Fassung selbst. Sie betrachtete den Präsentanten ihrer jungfräulichen Reize mit forschender Gemessenheit und sagte dann lächelnd und bedeutungsvoll: „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Herr Brook. Sie sehen Ihrem Bilde sehr ähnlich, sehr!“

Der rücksichtslose Bewegungstrieb der Reisenden überhob Robert jeder weiteren Entgegnung. Der Strom trug sie die breite Treppe hinauf. Bob trottelte ziemlich begossen hinter Vater und Tochter her. Er vermochte kaum auf die munter plätschernde Redeflut Jeremias zu antworten, der über die Schulter fort seiner ungestümen Wiedersehensfreude Luft machte.

Er betrachtete des Mädchens Kehrseite. Gerade in Höhe seiner Augen erklimmen ihre Beine die Stufen. Es waren sehr hübsche, schlanke Beine mit anmutigen, kräftigen Waden und starken, sportgeübten Fesseln.

Sein Blick glitt hinauf über den kurzen Rock. „Eine tadellose Figur“, dachte er und beantwortete zerstreut und unzutreffend eine Frage des Alten.

Und dennoch war in ihm eine Enttäuschung, die sich zu einer breiten, wüsten Leere in seiner Brust schmerzhaft dehnte und weitete.

Sie kamen in den Kuppelbau des Bahnhofs, in diese Kathedrale des Verkehrs mit dem lustigen Dome, blau und hoch wie der Himmel.

Hier blieb Ronald stehen, tippte Bob mit seinem kurzen Zeigefingerwürstchen auf die Brust und fragte mit einem spitzbübischen Augenzwinkern: „Na, mein Junge, wie gefällt Ihnen das Mädel, he?“

Florence wurde durchaus nicht rot. Sie blickte Robert vielmehr ermunternd an mit ihren blauen, kühlen Augen und sagte:

„Aber, Papa, das kann Herr Brook doch jetzt noch kaum wissen! Das hat doch Zeit, bis wir miteinander ein bißchen warm geworden sind.“

Ehe Bob zustimmen konnte — das war entschieden seine Absicht — rief Jeremia: „I — die wahre Liebe ist immer die Liebe auf den ersten Blick. Hab ich recht, mein Junge?“

„Vollkommen“, stotterte Bob und beging den ersten Verrat an seinen festen Grundätzen.

„Er brennt schon, lichterloh brennt er schon!“ triumphtierte Jeremia, hatte links Bob, rechts die Tochter unter dem Arm und schob sich mit ihnen dem Ausgange zu. Florence warf einen eigentümlich gespannten Blick ihrer klugen Augen hinüber zu dem jungen Enthusiasten.

Man kam vor den Bahnhof. Dort wartete Bobs Stadtwagen. Noch hielt er den Haushalt auf alter kostspieliger Höhe. Denn wenn die Herzen sich fanden —

„Wir haben im Waldorf-Astoria Zimmer bestellt“, verkündete Ronald.

„Hotel?“ fragte Bob betroffen. „Sie wohnen doch selbstverständlich wie immer bei uns — bei mir. Ihre Zimmer sind vorbereitet.“

„Desto besser. Trefflich! Famos!“ jubilierte der muntere alte Herr.

„Wir müssen dann nur beim Waldorf vorsfahren und die Zimmer abbestellen und Ihre Adresse für unsere Post angeben.“

Damit hob er die Tochter in den Wagen und sprang selbst behende hinein. Robert folgte. Das Herz war ihm schwer. Er wußte selbst nicht, weshalb. Das Mädel war doch hübsch, schien nett und klug. Vielleicht — vielleicht lernte er sie schätzen und lieben. Noch war ja durchaus nichts entschieden. Die junge Dame hätte weit, weit schlimmer sein können. Ach, zehntausendmal schlimmer.

Und doch hatte er das beängstigende Gefühl, daß er sich in ein unentrinnbares Netz verstricke.

Schon an diesem Abend beim Diner, das zu Ehren der Gäste in dem herrlichen Speisesaal mit der kassettierten Holzdecke, die einst das stolze Renaissanceherz eines Nobils von Ferrara beglückt hatte, eingenommen wurde, zeigte es sich, daß Florences kühle, blaue Augen logen. Die Südstaatlerin aus South Carolina war durchaus kein Eisapfen. Ihre helle Blondheit trog. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß sie sich in den hübschen, eleganten New Yorker bereits bis über ihre kleinen, rosigen Ohren verliebt hatte. Hals über Kopf leitete sie die Begeisterung, die sie der Photographie gespendet, auf das Urbild über.

Sie machte aus dieser übereilten Tatsache auch nicht den geringsten Hehl. Ihre jüngerliche Scheu war in ihrer Entwicklung offenbar etwas zurückgeblieben. In kokettester Unverfrorenheit machte sie ihm Augen — er mußte zugeben — recht schöne, große, strahlende Augen, aber Augen, die ihr Geheimnis öffentlich an den Pranger stellten. Und auch sonst machte sie aus ihrem entflammten Herzen keine Mördergrube. Nicht die kleinste.

Bob hatte in seinem jungen Leben allerhand gestirrt. Mädchen waren ihm immer ziemlich weit entgegengesommen. Aber so unverhüllt, so — ja, er nannte es erbittert bei sich schamlos — hatte sich denn doch keine preisgegeben. Zu jeder harmlosen Bemerkung, die ihm entfiel und kaum einen Hauch von Wit verriet, lachte sie aus tiefstem Herzen und rief unter Tränen: „Ach, sind Sie späßig! Ach, haben Sie einen köstlichen Humor!“ Jedes prosaische Wort von ihm fand sie poetisch und blendend vor Geist und flüsterte hingerissen dem Vater zu: „Nein, er ist interessant! Noch nie habe ich mich so gut unterhalten!“

Und sie hatte er für klug gehalten!

Hätte sie dazwischen ihm nicht ihre blauen Augenblitze zugefeuert, die den aufgewühlten Zustand ihres Gemüts beleuchteten, würde Bob ihr Benehmen für Spott und Hohn gehalten haben. Doch diese Raketen waren Zeugen echter Betörung. Gewiß, diese Vergötterung des hübschen Mädchens schmeichelte seiner Eitelkeit. Fraglos. Aber in ihm entzündete sich kein Funke. Er lobte innerlich ihr rasches Verständnis seiner Vorzüge. Doch etwas mehr Zurückhaltung und Beherrschung schien ihm bei einer jungen Dame eine gebieterische Forderung des Anstandes. Und von erwachender Liebe war in ihm keine ferne Ahnung. Leider. Schade. Aber es war keine. (Fortf. folgt.)

Vor 150 000 Jahren.

Von Max Karl Böttcher.

Bitte, Schirme und Stöcke ablegen!“

Onkel Balthasar gab seinen Schirm in der Kleiderablage ab, dann schritt er mit Erika und Hans die breite Treppe im Museumsbau empor. Lange, hohe Säle boten sich den erstaunten Blicken der Reiter dar, und als sie im zweiten Stock in den großen, riesengroßen Raum linker Hand der Treppe eintraten, über dem in bronzenen Lettern geschrieben stand:

Der Werdegang der Menschheit.

war es ihnen richtig feierlich zu Mute.

„Onkel Balthasar, werden uns Adam und Eva gezeigt?“ fragte schüchtern Erika.

„Nein, Mädel, das wohl nicht, aber von den ersten Menschen, die auf der Erde gelebt haben, werdet Ihr wohl schließlich mancherlei zu sehen bekommen.“

„Wie lang mag das wohl her sein, Onkel, daß Menschen das erste mal unserer Erde vorkommen?“ wollte Hans wissen. Diese Frage war Onkel etwas peinlich, und er verschonte kein Wissen oder besser Unwissen hinter die gleiche Unklarheit der Wissenschaft in diesem Punkte und antwortete: „Darüber sind die Gelehrten selbst noch nicht ganz einig, mein Junge, man vermutet aber, daß die frühesten Menschen mindestens vor 150 000 Jahren gelebt haben.“

„O — das ist ja lange her! Vermutlich so lange, wie auch die Erde besteht!“ warf Erika ein.

„Nein, Mädel, diese Rechnung stimmt nicht. Die alte gute Mutter Erde ist viel, viel älter, wahrscheinlich schon Millionen Jahre alt.“

„Und da hat es von Anfang an noch keine Menschen gegeben?“

„Nein, hat hat wenigstens noch nirgends Anhaltspunkte gefunden, die das Vorkommen von Menschen in dieser Jugendzeit der Erde vermuten lassen.“

„Da gab es wohl in den ersten Jahrtausenden der Erde wohl nur Wasser, Steine und Erde auf der Welt?“

„Das stimmt auch wieder nicht, es gab auch lebende Geschöpfe bereits. Kommt, und schaut in diesen großen Schrank, da seht Ihr die ersten lebenden Wesen, die die Erde in ihrer jüngsten Zeit bewohnten!“

„Knochenfische aus der Silurzeit,“ las Hans die Aufschrift des Schrankes.

„Ja, das sind die Nachbildungen der ältesten Lebewesen, die unsere Erde bevölkerten!“

Und der Onkel führte die Kinder nun von Schauschrank zu Schauschrank und zeigte ihnen die dort aufgestellten Modelle, Abbildungen, Modelle aller Tierarten, die in den verschiedenen Erdperioden gelebt hatten, gab Erklärungen und versuchte, ihnen die Fortentwicklung der Tierwelt vom niedersten Wesen bis zu den höherstehenden Geschöpfen verständlich zu machen.

„Woher weiß man denn das alles, Onkel? Menschen haben ja damals, wie du selbst sagtest, noch nicht gelebt, da das alles aufzeichnen und hinterlassen konnten.“

„Die Gelehrten, man nennt sie Archäologen, haben die verschiedenen Erdschichten durchforscht, haben Überreste von diesen Geschöpfen gefunden, in Steinen eingepreßt, in Höhlen, ja, in verkohlten oder versteinerten Baumstämmen eingeschlossen oder auch in Baumharz, wie z. B. im Bernstein, den Ihr doch kennt, und nach vielen, vielen Überlegungen ist man nach jahrzehntelanger Forschung dann zu der Ansicht gekommen, daß sich die Lebewesen so entwickelt haben, wie wir es eben sehen.“

„Und Fische und Frösche und Kriechtiere und Vögel waren alle schon da, bevor der Mensch kam?“ fragte Erika.

„Gewiß, Kind, darüber ist wohl kein Zweifel mehr.“

„So steht es doch auch in der Schöpfungsgeschichte der Bibel, daß zuletzt der Mensch erschien!“ fügte Hans wichtig hinzu.

„Freilich, das stimmt genau. Ihr seht also, das Aussehen der Menschen fällt erst in die letzten Perioden unserer Erde. Die Gelehrten nennen diese Erdzeit die Eiszeiten.“

„Warum so, Onkel?“ fragten die Kinder fast gleichzeitig.

„Ihr wißt doch, daß am Nordpol noch heute gewaltige Eismassen lagern, die ihre Ausläufer, man nennt sie Gletscher, weit nach Süden vorwärts schieben. Vor mehr als 150 000 Jahren nun dehnte sich diese große Eislappe unserer Erde am Nordpol bis in unsere Breiten aus. Zugleich hatten aber alle Gebirge der Erde, je nach ihrer Höhe, Gletschermassen, deren Ausläufer in den Alpenländern bis weit in das Flachland reichten.“

„Wie ist wohl diese schreckliche Eiszeit entstanden?“

„Da fragst du zu viel, Hans. Diese Ursachen sind auch von der Wissenschaft noch nicht resüldes erkannt. Man hat wohl

allerlei Vermutungen aufgestellt, die man Theorien nennt, aber einwandfrei sind diese Vermutungen noch nicht."

"Und wie war es wohl vor der Eiszeit in Europa, Onkel?"

"Da reichte die warme Zone bis weit hinauf nach Norden. Auf Spitzbergen und Grönland gab es eine Pflanzenwelt, wie sie heute noch in Italien und Spanien heimisch ist. Ebenso existierte bei uns eine Tierwelt vor der Eiszeit, wie sie Afrika heute noch aufweist."

"Und in der Eiszeit konnten Menschen auf Erden leben?"

"Man nimmt es mit größter Bestimmtheit an."

"Wie will man das nachweisen, Onkel?" fragte Erika voller Zweifel.

"Man fand in gewissen Erdschichten ganz primitive, also aller-allerneueste Steinwerkzeuge, an denen nur die Spuren der Benutzung verraten, daß sie einmal in Menschenhand gewesen sein müssen! Übrigens, die Eiszeiten blieben nicht gleichmäßig auf unserem Erdteil. Es schoben sich auch manchmal wärmere Zeitperioden ein, die sogenannten Zwischeneiszeiten, in denen dann auch riesenhafte Tiere auftraten, wie der Elefant, das Nashorn und das Flußpferd."

"Wie mögen die wohl in unsere Gegend gekommen sein?"

"Afrika war offenbar durch breite Landbrücken, die später wieder im Meere versunken sind verbunden, über die die Tiere herüberwanderten."

"Hat man von diesen Tieren auch Überreste gefunden bei uns?"

"Gewiß, in großen Mengen. Und außerdem auch wieder Steinwerkzeuge, die aber schon — wenn auch ganz roh, plump und ungeschickt — von Menschen handlicher gemacht worden waren, den sogenannten Faustkeil. Seht — hier in diesem Schrank liegen solche 150 000 Jahre alte Funde."

"Onkel, da überläuft mich ein richtiger Schauer, wenn ich bedenke, vor welch unfassbar langer Zeit Menschen diese Dinger gemacht und benutzt haben!" sagte Hans leise und schaute ehrfürchtig in den Glaskasten.

"So geht es mir auch, Junge! — Und kommt einmal an diesen Schrank. Zehntausend Jahre sind seitdem wieder vergangen. Vor 140 000 Jahren lebten diese Tiere, die Ihr auf jenen großen Tafeln da abgebildet seht: das Mammut, ein riesiger Elefant mit bis zu fünf Meter langen Stoßzähnen, dann das wollhaarige Nashorn, der Höhlenlöwe, der Höhlenbär, die Höhlenhyäne, Wisent, Renntier, Pferd. Und nun schaut Euch die menschlichen Werkzeuge dieser Zeit an. Seht Ihr einen Fortschritt?"

"Ja, Onkel! Die Steinteile haben schon eine Art dreieckige Spitze."

"Stimmt, Hans! Nun weiter zum nächsten Schrank. Jetzt ist inzwischen eine gewaltige Zeit vergangen, und was Ihr hier seht an Tieren: Nashorn, Flußpferd, Höhlenbär, Pferd, Hirsch und Wisent lebten etwa 50 000 Jahre vor Christi Geburt."

"Und die menschlichen Werkzeuge, Onkel?"

"Da liegen sie, immer noch Steinkeile, aber was fällt Euch an ihnen auf?"

"Sie sind gar nicht mehr so plump. Sieh' mal, Erika, der eine ist schon fast so geformt wie ein dicker Dolch."

"Ja, sie sind viel schlanker, gefälliger, handlicher wie die früheren Steinwerkzeuge. Wo mögen die Menschen in diesen Zeiten gewohnt haben, Onkel?"

"Wahrscheinlich in Höhlen, Kinder. Sie waren Höhlenbewohner. Und nun kommt weiter. Wieder sind unendlich viele Jahre vergangen. Wir schreiben die Zeit 25 000 bis 10 000 Jahre vor Christi Geburt. Die Tier tafeln zeigen uns Mammut, Renntier, Moschusochse, Wisent, Hirsch, Pferd und Antilope. Aber die Menschen haben ganz gewaltige Fortschritte gemacht. Seht selbst."

"Ach!! Das sind ja gar keine steinernen Geräte mehr, Onkel?"

"Nein, wenigstens zum Teil nicht mehr. Hier seht Ihr noch steinerne Dinge, aber schon leidlich gut bearbeitet. Erkennet Ihr, was das sein soll?"

"Onkel, ich halte das für eine Pfeil- oder Lanzenspitze, wie sie heute die Wilden noch haben."

"Stimmt! Der Mensch hat sich also eine Jagdwaffe beschafft. Aber das, was stellt das Ding wohl dar?"

"Sieht aus wie eine Lanzenspitze aus einem spitzen Knochen?"

"Das ist es auch. Der Mensch hat gelernt, Bein zu bearbeiten und das Elfenbein des Mammut stand ihm ja auch in beliebiger Menge zur Verfügung."

"Das ist großartig, wie der Mensch immer mehr lernt und sich fortentwickelt!" staunte Hans.

"Ja, und nun sind auch die Eiszeiten vorbei und jetzt ist auch ein Abschluß in der Menschheitsentwicklung gekommen, die sogenannte Alt-Steinzeit ist beendet."

"Was kommt denn nun?"

"Seht selbst!" — Onkel Baltazar führte die Kinder an den nächsten Schrank.

"Aber Onkel, ich seh doch immer noch steinere Geräte."

"Gewiß, aber schau sie dir einmal genau an."

"Ah, freilich! Die Steinwerkzeuge sind poliert und geschliffen, und viele sehen schon fast aus, wie kleine Schmiedehämmer, nur, daß sie aus Stein sind."

"Ja, und manche haben in der Mitte ein Loch, wahrscheinlich für den Holzstiel. — Und hier, das schwarzbraune runde Ding. Das soll wohl gar ein Topf sein?" — Und Erika lachte über das plumpe Gefäß hell auf.

"Mädel lache nicht, sondern schau dir mit Ehrfurcht das Gebilde an. Bedenke: du stehst vor dem ersten von Menschenhand hergestelltes Gefäß, einer aus Ton geformten und sogar gebrannten Schale."

"Was haben die Menschen denn bisher als Gefäße benutzt?"

"Die hohle Hand oder eine Muschel oder einen ausgehöhlten Stein oder eine Fruchtschale."

"In welcher Zeit mag dieses Gefäß wohl entstanden sein?"

"Um 7000 vor Christi Geburt."

"Das ist ja beinahe schon geschichtliche Zeit."

"Ja, und nun kommen wir in neuere Zeiten. Die Steinzeit ist abgeschlossen und wir treten in die Bronzezeit ein, etwa 2500 vor Christi. Schauet in diesen Schrank!"

"Lauter eiserne Waffen!" meinte Hans mit Rennerblick.

"Nein, Hans, das ist nicht Eisen, das Metall ist Bronze."

Und das da wird dich interessieren, Erika!"

"Die Schmuckachen meinst du?"

"Ja, sieh nur, die schönen bronzenen Spangen, Ketten, Ketten. Wir sind jetzt schon bei Menschen, die sich im großen und ganzen vom heutigen nach ihrem Gehabe nicht viel unterscheiden."

"Man sieht es auch an den Tieren, sogar unser Hauschwein ist jetzt da und andere Haustiere."

"Das heutige Hauschwein ist es nicht, sondern das Torfschwein. Und nun kommt zum letzten Schrank, in dem die Menschheitsentwicklung in der Zeit 900 bis 50 vor Christi zu erkennen ist."

"Wie nennt man diese Zeit, Onkel?"

"Eiszeit, Kinder, Geräte und Waffen sind aus Eisen. Es ist die Zeit, die uns aus vielen Daten der Weltgeschichte wohlbekannt ist."

"Ob die Entwicklung der Menschheit nun abgeschlossen ist?"

"Keineswegs! Denke bloß, Hans, was allein die letzten hundert Jahre uns gebracht haben mit Nutzenanwendung des Dampfes, der Elektrizität usw.!"

"Und wie mag es wohl in tausend Jahren auf Erden aussehen?"

"Mürrisch genug nach unseren heutigen Begriffen. Aber das müssen wir uns schon aus dem Fenster ansehen, vorläufig wollen wir aber erst einmal heimgehen, mein Magen meldet sich!"

"O Onkel, ja, ich habe auch mächtigen Hunger!"

"Ich auch, aber interessant war es doch im Museum!"

○○○ Scherz und Spott ○○○

Auch ein Erfolg. „Nun, hatten Sie in diesem Jahr in Ihrem Garten einen guten Ertrag?“ — „Na, und ob! Meines Nachbarns Hühner haben den ersten Preis auf der Geflügel ausstellung bekommen.“

Worauf es ankommt. „Wenn du mir einen Korb gibst, Helene, dann werde ich nie wieder eine andere lieben.“ — „Das ist alles gut und schön, Herbert, aber wirst du auch dein Gelübde halten, wenn ich Ja sage?“

Tristiger Grund. „Sag' mal, warum hört denn das neue Mädchen gar nicht, wenn man klingelt?“ — „Mit der mußt du zunächst etwas Geduld haben“, erwidert sie begütigend, „sie hat mir erzählt, daß sie vorher Telephonistin war.“

Hohe Schule. „Ich höre, Sie nehmen jetzt einen Kursus an der Handelshochschule. Wozu machen Sie das?“ fragt Frau Müller ihre Nachbarin. — „Ich möchte gern lernen, wie ich aus meinem Mann mehr Geld herauskriege“, antwortet diese.

Der moderne Vater. „Hast du schon Vater darüber unterrichtet, daß wir uns heiraten wollen?“ fragte die ange Dame mit dem Herrschschnitt. — „Ja“, erwiderte der Bräutigam. „Aber alles, was er gesagt hat, war, daß er nicht den Vorzug habe, mich zu kennen, und nicht einsehe, warum ich ihn mit meinen Angelegenheiten behellige.“

Beruhigende Auskunft. „Sind Sie verheiratet, meine Gnädige?“ — „Ach — nur unbedeutend!“



Mutter und Tochter.

Ein Frauenproblem.

Von Käthe Brustat-Schneidermann.

Warum ist das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter so oft gespannt? Warum haben fast alle jungen Mädchen mindestens in den Jahren von 16—25 eine Zeit der innerlichen, wenn nicht offenen Auflehnung gegen die Mutter durchzumachen, und warum beklagen sich so viele Mütter bitter über „undankbare“ Töchter, die ihre eigenen Wege gehen, ohne überhaupt zu fragen? Es muß wundernehmen, daß diese Erscheinung des Sich-Nicht-Verstehens zwischen Mutter und Tochter so ungleich viel häufiger ist als zwischen Mutter und Sohn! Sind denn nicht gerade Mütter und Töchter schon allein durch die Gleichheit des Geschlechtes und damit auch des Empfindens besonders innig verbunden? Sollte nicht die Mutter, die als Frau sich am besten in jede Regung des neben ihr heranreifenden jungen Frauenwesens einfühlen können mühte, die natürliche Führerin ihrer Tochter sein, und mühte nicht das junge Mädchen in der Mutter immer die beste und liebste Gefährtin leben?

Ja, es könnte so sein, und es sollte so sein, und es ist doch so oft das gerade Gegenteil! Woran liegt das, und wer trägt die Schuld daran?

Ich glaube, von einer Schuld im direkten Sinne kann hier nicht die Rede sein. Es ist eine eigentümliche Mischung von Kenntnis, Unkenntnis und falscher Taktik von Seiten der Mutter, was in den weitaus meisten Fällen den Grund zur Entfremdung zwischen Mutter und Tochter legt. Denn diese letztere ist an sich und zunächst durchaus gutwillig; erst wenn sie findet, daß die Mutter sie „nicht versteht“, wird sie trotzig und verstoßt.

Der erste Kardinalfehler der Mutter ist, daß sie ihre Tochter genau zu kennen glaubt und im Grunde doch nicht kennt; denn nichts wiederholt sich, und kein Mensch ist dem anderen völlig gleich. Der Dichter Peter Altenberg hat einmal das Wort geprägt von der uns „ewig fremd und unergründlich bleibenden Nachbarseele“ — und ebenso, wie Mann und Frau vielleicht in der allerstrengsten Gemeinschaft einer ein Menschenalter hindurch dauernden Ehe noch „Geheimfächer“ voreinander haben, will sagen, Erinnerungen, Gedanken oder Empfindungen, die sie einander nicht mitteilen, so gibt es auch zwischen Mutter und Tochter unerforschte Gebiete. Mütter sind so oft geneigt, ihre körperliche Kenntnis der Tochter und die ihrer allgemein-physischen Beschaffenheit als einer Geschlechtsgenossin zu überschätzen, und sie vergessen, daß bei alledem doch noch jeder Mensch sein Eigenleben hat. Es kommt hinzu die sehr oft noch vorhandene Unkenntnis oder falsche Einschätzung der äußeren Lebensbedingungen der Tochter. Daß die Mutter z. B. die etwaige außerhäusliche Berufstätigkeit der Tochter ihren eigenen Leistungen im Hause gleichwertet, ist noch heute eine Seltenheit, und typisch ist die Mutter, die da verlangt, daß die Tochter, wenn sie aus dem Kontor, Geschäft, aus der Schule usw. nach Hause kommt, sich wenigstens noch ein bißchen nützlich mache mit häuslichen Hilfsleistungen, als ob sie den ganzen Tag nichts Ernstliches getan habe und nicht mit Zug und Recht ruhebedürftig sei! Auch die falsche Einstellung der Mutter in bezug auf die Beziehungen der Geschlechter zueinander ist viel mit Schuld an der Entfremdung zwischen Mutter und Tochter. Die Jugend von heute hat da ja ganz andere Formen und Begriffe, in vieler Hinsicht kann man ruhig sagen: Gottlob! Es steht vielmehr das Motto der Unbefangenheit und Kameradschaft darüber, als bei uns Älteren, die man noch lehrte und anhielt, bewußt oder unbewußt in jedem jungen Manne ein Heiratsobjekt und in der Ehe die Lebensform der Frau zu sehen. Den Begriff der Freundschaft auch zwischen verschiedenen Geschlechtern, wie sie doch heute bei unserer Jugend durchaus möglich und üblich ist, können viele Mütter einfach nicht erfassen; sie suchen und wittern zum mindesten Eros hinter jeder Beziehung und vergrämen sich sozusagen mit derb zusammenfassenden Fragen und Unterstellungen die scheue junge Seele.

Zu dieser Tatsache steht nur in scheinbarem Widerspruch die leider noch oft geübte Vogel-Strauß-Politik der Mütter gegenüber ihren Töchtern in bezug auf geschlechtliche Aufklärung. Sie stammt aus eben dieser Befangenheit, in der die Mutter vielfach selber noch erzogen wurde. Diese Unaufrichtigkeit aber rächt sich; solche falsche Taktik der Mutter zwingt die Tochter ja geradezu, eigene Wege zu gehen, sich ihre An-

worten selber zu suchen und so einen Teil ihres Lebens von der Mutter zu verbergen!

Nun kommt noch ein letzter Fehler, den Mütter begehen. Auf der einen Seite lassen sie ihren Ventfaden oft zu locker, auf der anderen ziehen sie ihn zu fest an. Verständlicher ausgedrückt: Zu Zeiten, da ihre Tochter noch ein Töchterchen ist, besprechen sie allerlei mit ihr, räumen ihr Urteilsrechte ein usw. über Dinge, die sie noch nicht verstehen und beurteilen kann. Das muß eine Selbstüberhöhung zur Folge haben. Andererseits finden so wenige Mütter den Zeitpunkt, an dem sie von der Rolle der Führerin in die der Beraterin hinüberzugleiten haben. Abzinsen machen gemeinlich Väter mit ihren Söhnen den gleichen Fehler, was immerhin ein Trost ist! All dies trägt zur Schaffung von Gegensätzen zwischen Mutter und Tochter bei, die sich sehr oft erst in späteren Jahren und nach längerer räumlicher Trennung, ja bisweilen überhaupt nicht ausgleichen und die doch nicht zu bestehen brauchen, wenn die Mütter — bessere Psychologinnen wären.

Die Poesie der Weihnachtsarbeiten.

Von Ruth Goek.

Die jeweilige Generation ist in dem Bestreben, so modern wie denkbar zu sein, glücklicherweise nicht über die Empfindung hinausgekommen, daß in der Weihnachtsarbeit die Poesie der Tradition sich erhalten hat. Die beschäftigte Hausfrau, ebenso wie die tätige Berufsfrau, findet in ihrer Zeiteinteilung noch immer den Raum, ihre Gedanken mit der Weihnachtsarbeit wandeln zu lassen. Mag vielleicht alles, was sie ersinnt oder erdenkt, schon einmal dagewesen sein, in der Schöpfung von ihrer Hand liegt das Neue, dasjenige, was stets gefällt, weil Empfindungen und Wünsche mit in die Arbeit verflochten sind. Kaufen ist leicht und bequem, aber von jeher hat das fertig erstandene Geschenk immer einen relativen Wert gehabt. Gerade in der Arbeit, die von dem nachdenklichen Gehirnersonnen, die von den fleißigen Händen gefertigt worden ist, liegt das Persönliche, das durch nichts zu ersetzen sein wird. Heutzutage, im Zeitalter der Maschine, neigt man dazu, die mechanisch hergestellten Dinge zu kaufen, und kommt dann wieder davon ab, wenn es sich um nahe Beziehungen handelt, um jene arten Fäden von Mensch zu Mensch, die sich mehr in ideellen, als in materiellen Wert äußern. Es muß durchaus nicht immer eine kunstvolle Arbeit sein, die man einem lieben Menschen zugedacht hat, es ist oft das Erraten eines Wunsches, dessen Ausdruck zuletzt eine Kleinigkeit sein kann. Nur soll man nicht zu spät beginnen, damit das Geschenk nicht zur Last wird. Stille Stunden, sonst der Erholung gewidmet, werden jetzt geopfert, um sie in die Tat umzusetzen. Und gerade der Verzicht auf die Last, das Einsehen der Arbeit wirkt jugendlich strahlt aus der Gabe, macht sie doppelt wertvoll. In den Tagen schwerer wirtschaftlicher Kämpfe wird man natürlich einen praktischen Hintergrund für das wählen, was man zu arbeiten gedenkt. Und praktisch sind auch die Dinge, die man sich erhebt, weil sie das Dasein schmücken, und die man sich nicht ohne weiteres kaufen kann, wenn Zeit und Geld fehlen. Kleine Luxusdinge erfreuen oft mehr noch als praktische Notwendigkeiten. Und es gibt gewiß eine große Anzahl von diesen Gegenständen, zu denen man nicht kommen würde, wenn nicht eine liebe Hand sie als Geschenk sendet. Da sind Kissen, besetzte Taschentücher, da sind Schals, praktisch und elegant zugleich. Da sind zahllose andere Kleinigkeiten, mit denen man das Herz eines Nahestehenden erfreuen und beglücken kann. Denn in der Handarbeit liegt noch etwas anderes als das reale Ding. Liegt noch der Gedanke, aus eigenen Mitteln Freude zu bringen und Freude zu bereiten.

Für denjenigen aber, der von dieser Idee ausgeht, ist es wichtig, den Termin des Anfangs nicht zu versäumen. Denn im letzten Augenblick sind immer noch genügend andere Sachen zu bedenken. Und das selbstgefertigte Geschenk erfüllt erst dann seinen Zweck, wenn es nicht unter Seufzen und Stöhnen, wenn es nicht unter Bangen um die verrinnenden Stunden gemacht ist.

Teppiche reinigt man sehr gut mit Sauertraut. Dieser wird (in ungetrocknetem Zustand natürlich) über den Teppich gestreut und dieser dann mit einem Reishofen gefegt. Man wird erstaunt sein, wie schön sauber der Teppich nach dieser Behandlung aussieht und wie vor allem die Farben wieder in alter Frische hervorgetreten sind.